



Andrea erfüllt Paul einen lang gehegten Herzenswunsch und zieht mit ihm aufs Land. Und zwar wirklich aufs Land – dahin, wo Fuchs und Hase sich am Waldrand gute Nacht sagen, der nächste Supermarkt eine halbe Autostunde entfernt ist und die Feldwege sich am Dorfausgang in der Unendlichkeit verlieren. Allerdings – so die Vereinbarung – nur zur Probe für ein Jahr! Wie das wohl wird?

Während Paul voller Elan die Praxisvertretung für den ansässigen Orthopäden übernimmt, muss Andrea feststellen, dass das Landleben gar nicht so ist, wie sie sich das vorgestellt hat. Keine endlosen Tage in absoluter Abgeschiedenheit und Ruhe. Als Frau Doktor ist Andrea gleich im ganzen Dorf bekannt, und spätestens als ihr Ex-Schwiegervater Rudi zu ihnen zieht, wird klar, dass es hier kein Privatleben gibt.

*Susanne Fröblich* ist erfolgreiche Moderatorin, Journalistin und Autorin. Sie lebt in der Nähe von Frankfurt am Main. Sowohl ihre Sachbücher als auch all ihre Romane um Andrea Schnidt sind riesige Erfolge.

*Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Susanne Fröhlich

# Verzogen

Roman

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, September 2019

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-29641-5

# 1

Schade, ich kann die Schuld auf niemanden abwälzen. *Ich* war es, die ja gesagt hat. Laut und deutlich und das, ohne unter Alkohol- oder Drogeneinfluss gestanden zu haben. Ich habe alle Bedenken beiseitegewischt und einfach ja gesagt. Ein klitzekleines Wort, das so verdammt viel ausrichten kann.

Diesem kleinen Wort verdanke ich, dass ich jetzt auf dem Land lebe. Seit knapp sechs Monaten. Sechs Monate, die mein Leben von Grund auf verändert haben. Die gute Nachricht: Ich lebe noch. Aber anders. Ganz anders als bisher.

Fangen wir von vorne an. Als mich Paul, der Mann an meiner Seite, fragt, ob ich mir vorstellen kann, mit ihm aufs Land zu ziehen, bin ich zunächst skeptisch. Aber Paul kann sehr überzeugend sein. Seine Visionen vom Leben weit draußen sind malerisch. »Die Natur, die phantastische Luft, die Ruhe und die viele Zeit, die wir für uns haben werden«, schwärmt er mir vor. »Und natürlich all die frischen Tomaten!«

Paul ist Orthopäde und Kinderarzt (Ja, er hat zwei Facharztstitel, und ja, ich finde das sehr toll!) und seit vielen Jahren an einer Klinik angestellt. Ein alter Kollege und Freund hat ihm seine Praxisvertretung angeboten: »Horst will auf Reisen gehen für ein ganzes Jahr, und er braucht jemanden, der ihn vertritt. Wir können sein

Haus haben, die Orthopädie-Praxis ist im Erdgeschoss. Es ist die perfekte Chance zu testen, ob wir uns auf dem Land wohl fühlen. Ich will schon so lange raus aus meiner Kliniktrittmühle. Das wäre ein Traum für mich. Ich könnte als ganz normaler Orthopäde arbeiten. Und auch für Horst wäre es die perfekte Lösung. Also quasi eine Win-win-Situation.«

Win-win für Horst und Paul. Aber für mich? Auf dem Land zu leben war nie einer meiner Träume. In mir ist keine Sehnsucht nach selbstgezo-genem Blattsalat, Gummistiefeln, Heuschobern und Landfrauennachmittagen.

Ganz im Gegenteil. Landleben ist für mich immer eine Art Synonym für Kleingeistigkeit, Spießertum und Langeweile, getränkt in Matsch und von fiesem Güllegeruch durchzogen. Oder sagt man Jauche? Sind Gülle und Jauche überhaupt das Gleiche? Mir fehlt jegliches Land-know-how. Mein Leben in der Peripherie der Großstadt ist mir Landleben genug. Eigentlich will ich, wenn die Kinder aus dem Haus sind, in die Stadt ziehen. Richtig mittenrein ins Leben. Penthouse oder Altbau, Stuck, Parkett, hippe Cafés, Kneipen – einfach das pralle Leben.

Aber wer bin ich, dass ich einen Traum zerstöre? Vor allem den Traum des Mannes, den ich liebe. Warum nicht mal etwas wagen? Für ein Jahr. Es sind nur 365 Tage, sage ich mir wieder und wieder. Eine Art Probezeit.

»Wenn es dir nicht gefällt, finden wir eine Lösung«, verspricht mir Paul, wenn auch ohne genau zu sagen, wie eine Lösung aussehen würde. Aber da habe ich schon ja gesagt. 365 Tage lang kann man viel aushalten, denke ich.

Auch das Landleben. Man muss auch mal an andere denken, nicht immer nur *ich*, *ich* und noch mal *ich*.

Vom Ja bis zum Umzug dauert es nur sechs Wochen. Sechs Wochen Dauerstress. Sechs Wochen lang Diskussionen mit meinen Kindern, meiner Mutter, meinem Ex-Schwiegervater und meiner Schwester. Und natürlich mit meinem Chef, der alles andere als begeistert ist. Sechs Wochen lang Anrufe von entsetzten Freundinnen. Ja, ich bin nun mal eine Frau mit Familie, Job und zum Glück auch mit Freundinnen – was es eben auch so schwierig macht. Denn mein Umfeld ist sich ausnahmsweise mal einig. Einig darin, dass dieser Umzug eine absolute Schnapsidee ist. Und ich bin ja selbst extrem unsicher und würde am liebsten alles rückgängig machen, aber da verteidige ich den Umzug fast so, als wäre er mein eigentlicher Herzenswunsch. Denn das Erstaunliche ist ja, je mehr Gegenwind man bekommt, desto mehr kann man sich in eine Idee hineinsteigern. Ich weiß, das klingt verrückt, aber es ist eine Art trotziger Reflex.

Meine Kinder, Claudia und Mark, sind vollkommen entsetzt. »Was willst du denn am Arsch der Welt?«, fragt meine Tochter.

»Nächste Großstadt: Fulda!«, schiebt mein Sohn noch ironisch hinterher.

Ihre Anteilnahme rührt mich zunächst sehr, bis ich merke, dass sie eigentlich nur vorgeschoben ist. Sorgen machen die sich nicht etwa um mich, die ich auf dem Land versauern könnte, sondern um unser Haus.

»Du willst unser Elternhaus vermieten? Das Haus, in dem wir aufgewachsen sind? Und dann, wenn du auf dem Land bleibst, was ist dann mit dem Haus?«

»Dann verkaufe ich das Haus!«, ist meine Antwort, und die Kinder führen sich auf, als hätte ich gedroht, sie mit sofortiger Wirkung zu enterben und zeitgleich zur Adoption nach Algerien freizugeben. (Wobei ich bezweifle, dass dort überhaupt ein Interesse an den beiden besteht, vor allem so ganz ohne Erbe!)

»Wo sollen wir denn hin, wenn mal was ist?«, fragen sie.

Aber als ich beteuere, dass, egal wo ich sein werde, es immer einen Platz für sie geben wird, schauen sie mich nur leicht angewidert an.

»Was sollen wir denn da draußen? Das ist ja jenseits jeder Zivilisation, jenseits jedes öffentlichen Nahverkehrs. Da will man ja nicht tot überm Zaun hängen! Wahrscheinlich haben die nicht mal WLAN. Wie soll man denn da leben?«

Ich würde am liebsten antworten: »Weiß ich auch nicht.« Denn ich hab erst recht keine Ahnung, wie *ich* so leben soll! Aber dass ich dort vielleicht unglücklich sein werde, dass es mir nicht gefällt, dass ich einsam sein könnte, das ist ihre geringste Sorge. Meinen Kindern geht es nur um sich. Das kränkt mich und ärgert mich auch. Was habe ich mir da nur für egomane Geschöpfe herangezogen? Und wieder verteidige ich das Landleben, obwohl ich mit Sicherheit die Allerunsicherste bin, was dieses Thema angeht. Ich führe mich wie eine Oppositionelle auf, die rein aus Widerspruchsgeist handelt.



»Sie werden sich beruhigen!«, sagt Paul immer wieder, und ich beschließe, ihm zu glauben. Letztlich interessieren sich junge Menschen sowieso fast ausschließlich für sich selbst und nur wenig für andere. Sie regen sich schnell mal auf, aber im Normalfall genauso schnell wieder ab. Solange Veränderungen ihr Leben nicht zu sehr betreffen, sind Kinder relativ gleichmütig. Fast schon erschreckend gleichmütig. Sie haben eben alles gerne so wie immer. Das allerdings kann ich gut verstehen. Auch ich habe gehörigen Respekt, um nicht zu sagen Angst, vor der Veränderung. Wie kann ich, ohne den Ort zu kennen, ohne das Haus gesehen zu haben, ja sagen? Wie bekloppt kann man sein?

Auch meine Schwester Birgit ist alles andere als beglückt. »Du machst dich aus dem Staub, und ich bleibe mit unseinerer dementen Mutter allein zurück. Toll, Andrea! Wirklich eine großartige Idee. Echt ganz schön selbstsüchtig von dir. Aber so war es ja schon immer. So ist es halt, wenn man die Älteste ist. Man hat immer die A-Karte. Stefan ist in Hamburg und als kleiner Bruder ja eh fein raus. Immer bleibt alles an mir hängen. Dabei hatte ich mich so gefreut, auch mal Zeit für mich zu haben.« Sie holt tief Luft, um dann mit ihrer Motztirade weiterzumachen: »Die Grabpflege von Papa und jetzt auch noch Mama. Fein. Ich dachte echt, jetzt wäre ich mal dran. Aber die zukünftige Arztgattin macht sich vom Acker auf den Acker. Und ich hocke hier und habe Mama an der Backe. Das ist mal wieder typisch.« Birgit war richtig sauer. Und nach ihrer kleinen Ansprache bin ich es auch.

Das könnte sie auch ein wenig charmanter verpacken. Aber die charmante Verpackung ist nichts, was Birgit liegt. War noch nie ihr Ding.

»Du kannst deine Mutter mitnehmen. Es wird ihr gefallen. Das Leben auf dem Land hat viel Beruhigendes und tut ihr bestimmt gut«, hat Paul längst vorgeschlagen, und schon weil ich Birgits Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen will, habe ich tatsächlich spontan angeboten, Mama mit umzuziehen. Ich hätte nie gedacht, dass Birgit zustimmt. Vor allem nicht so schnell.

Kaum habe ich den Satz ausgesprochen, antwortet sie schon: »Perfekt, dann verkaufen wir Mamas Haus. Das braucht sie dann ja nicht mehr.«

Ich bin fassungslos. In den letzten Jahren war Birgit immer davon überzeugt, dass nur sie sich richtig um Mama kümmert. Dass nur sie weiß, was gut für Mama ist, und jetzt scheint ihr nichts lieber zu sein, als dass ich Mama mit aufs Land nehme.

»Vielleicht tut ihr das gut da draußen! Ich will ja Mamas Glück nicht im Weg stehen. All die gute Luft. Und Immobilien kann man im Moment wirklich sehr gut verkaufen«, erklärt sie mir milde lächelnd.

»Aber es ist Mamas Haus. Und wir wissen doch gar nicht, ob das gutgeht auf dem Land und ob wir da bleiben. Wo soll sie denn dann hin, wenn das alles nicht klappt?«, wage ich eine kleine Rückfrage und muss dabei an die Bedenken meiner Kinder denken.

»Sie kann da eh dauerhaft nicht bleiben. Wenn das mit euch nicht hinhaut, muss sie ins Heim. Und mal ehrlich, Andrea, sie kann wirklich nicht mehr selbst entscheiden,

was gut für sie ist«, sagt Birgit. In ihrem typischen resoluten Siehste!-Tonfall.

»Aber wir können doch nicht einfach ihr Haus verkaufen, selbst wenn sie mit mir mitkommt. Und das muss man ja auch noch mal gründlich besprechen«, wage ich einen weiteren kleinen Einwand.

Birgit ist sofort auf 180: »Ich habe tatsächlich kurz gedacht, dir wäre es wirklich ernst mit Mama. Tja, hätte ich ja wissen müssen. Die Zuverlässigste warst du ja noch nie. Schön doof von mir. Im Dinge-Versprechen warst du ja schon immer groß.«

Wäre Birgit nicht meine Schwester, ich glaube, ich würde aufstehen und gehen. Noch lieber würde ich aufstehen, ihr ein paar scheuern – die sie sich über all die Jahre locker verdient hat – und dann gehen. Aber stattdessen beteuere ich, dass es mir mit meinem Vorschlag sehr wohl ernst ist. An ihrem leichten Grinsen merke ich, dass sie sich genau diese Reaktion erhofft hat.

Birgit hat etwas subtil Manipulierendes, und ich falle seit Jahrzehnten immer wieder darauf rein.

»Na, dann hätten wir das ja geklärt. Kurt hält es auch für eine gute Idee. Wenn ihr nicht wisst, wohin mit Malgorzata, kann die zur Not eine Weile bei uns leben«, schlägt Birgit vor. »Kurt meint, sie könne sich im Haushalt bei uns ein wenig nützlich machen. Wir haben wirklich viel um die Ohren. Und sie kocht ja auch echt gut.«

Ach, der Herr Schwager, Mister Besserwisser-Kurt, findet die Idee gut. Sie scheinen schon, bevor ich überhaupt das Angebot gemacht habe, darüber gesprochen

zu haben. Wahrscheinlich war Birgits Aufregung nur gespielt und ein strategischer Zug, um mich zu genau diesem Angebot zu drängen.

Aber kein Wunder. Sehr familienorientiert war Kurt noch nie. Der wäre froh, meine Mutter los zu sein. Die Idee mit Malgorzata, Mamas polnische Pflegekraft, ist allerdings der Hammer. Der tickt wohl nicht ganz richtig.

»Mama braucht Malgorzata und ich auch. Ohne Malgorzata geht Mama nirgendwohin. Das weißt du doch. Sie hängt an Malgorzata. Sie gibt ihr Sicherheit. Und Malgorzata kann gut mit Mama umgehen.«

Birgit ist kein bisschen beschämt, eher im Gegenteil. »Wir wollten dir nur einen Gefallen tun, aber dir kann man es wirklich nicht recht machen. Wie man es macht, ist es falsch.«

Sie dreht und wendet alles immerzu so, dass ich am Ende die Idiotin bin und blöd dastehe. Ich merke, dass ich meiner eigenen Schwester irgendwie nicht gewachsen bin. Ein ätzendes Gefühl. Man sollte doch meinen, dass dieses Große-Schwester-Kleine-Schwester-Gefälle irgendwann keine Rolle mehr spielt. Pustekuchen. Einmal kleine Schwester – immer kleine Schwester.

Das Ende vom Lied: Mama zieht tatsächlich mit uns raus aufs Land. Als ich ihr von der Idee erzähle, ist sie völlig gleichgültig. Die Frage, was sie frühstücken möchte, bewegte sie ganz offensichtlich weitaus mehr. Ich hätte gedacht, sie würde an ihrem Haus hängen, aber es ist nicht das Haus, sondern Malgorzata, auf die sie keinesfalls verzichten will.

»Geht die mit?«, fragt sie nur und zeigt mit dem Finger auf Malgorzata, unsere polnische Pflegekraft.

»Ja, na klar!«, habe ich beteuert, und Malgorzata hat sie in die Arme genommen und gesagt: »Ich bleibe bei dir!«

Mamas Erleichterung ist in ihrem Gesicht zu sehen.

»Kann ich das anlassen?«, ist die nächste Frage meiner Mutter, und wieder zeigt sie mit dem Finger. Diesmal auf ihren blassrosa Hausanzug aus Nickistoff, ihre aktuelle Uniform.

»Mama, du kannst anziehen, was du willst. Du bist doch erwachsen. Es spielt gar keine Rolle, was du an hast.« Auf dem Land schon gar nicht, würde ich am liebsten hinzufügen. Wir ziehen ja nicht nach Hipster-Town.

Meine Mutter will ansonsten nichts wissen. Nicht, wo sie hinziehen, nicht, was mit ihrem heißgeliebten Haus passieren, nur was mit Malgorzata und dem Hausanzug sein wird, alles andere ist ihr egal. Ich muss gestehen, das verwundert mich doch sehr. Und stimmt mich auch traurig. Wie klein ihre Welt geworden ist. Wie sehr ihre Bedürfnisse geschrumpft sind. Meine Mutter hat man sich ohne ihr Haus nie vorstellen können. Dass sie jemals freiwillig und, dem Anschein nach, völlig ungerührt auszieht, hätte niemand für möglich gehalten.

»Hier lasse ich mich nur mit den Füßen voran rausbringen!« und »Mein Garten ist mein Lieblingskind« hat sie uns immer wieder erklärt. Und nun ist es ihr geradezu gleichgültig, was mit ihrem »Lieblingskind« passiert.

Erstaunlich, was diese Krankheit bewirkt. Noch immer gibt es Momente, in denen meine Mutter fast wie

früher erscheint, aber diese Momente werden zusehends seltener. Immer häufiger wirkt sie abwesend. Manchmal erkenne ich sie kaum. Nicht nur optisch. Sie wiegt inzwischen sicherlich gut 85 Kilo. 20 Kilo mehr als in ihrem früheren Leben. Hätte ihr das jemand vor zehn Jahren prophezeit, hätte sie ihn für verrückt erklärt. Meine Mutter ist immer eine Frau gewesen, der ihr Aussehen extrem wichtig war. Die abends gerne Knäckebrot geknabbert hat und leicht verächtlich auf Menschen herabgesehen hat, die sich »nicht im Griff haben«. »Man darf sich nicht gehen lassen!«, war ihr Credo. Manchmal mag ich die neue Version meiner Mutter lieber als ihr altes, immerzu vollkommen kontrolliertes und unglaublich strenges Ich. Sie ist auf eine spezielle Art heute sehr viel entspannter und lockerer, vor allem mit sich selbst.

Trotzdem habe ich Angst, dass ich ihr mit dem Umzug zu viel Veränderung zumute. Wieder und wieder versuche ich, ihr zu erklären, wo wir hinziehen und wer alles dabei sein wird. Es scheint sie wirklich nicht zu interessieren.

»Alles gut. Mutti kommt mit!«, versucht mich Malgorzata, Mamas neue Pressesprecherin, zu beruhigen.

Und es beruhigt mich tatsächlich. Wenn Malgorzata sagt, es wird gut, dann wird es auch gut.

Malgorzata selbst ist ebenfalls relativ gleichgültig. »Bisschen sehr Land!«, war ihr einziger Einwand. »Aber egal. Eh keine Zeit für Shopping. Und auch kein Geld. Wenn es hat Internet, alles okay. Ist auch näher an Zuhause. Bisschen.«

Auch mein Bruder Stefan ist davon überzeugt, dass der

Umzug für meine Mutter kein Problem darstellen wird. »Hauptsache, Malgorzata ist dabei, die Umgebung spielt da keine große Rolle.«

Genau die Rolle, die auch er momentan im Leben meiner Mutter spielt – nämlich keine große. Stefan lebt in Hamburg und schaut nur etwa alle acht Wochen mal bei Mama vorbei. Für meine Mutter sind das allerdings immer besondere Momente. Sie liebt ihren kleinen »Butzi«. Ist er da, will sie ihn eigentlich am liebsten auf den Schoß nehmen und nicht mehr gehen lassen. Aber wenn er weg ist, fragt sie komischerweise nie nach ihm. Offensichtlich ist etwas dran an dem alten Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn. Fast so, als würde sie vergessen, dass es ihn überhaupt gibt.

»Komm öfter, sie liebt es, wenn du da bist!«, haben Birgit und ich schon häufig zu unserem kleinen Bruder gesagt.

Er verspricht es immer wieder, hat aber dann auch immer wieder Eins-a-Ausreden, warum es leider doch nicht klappt. Zu viel Arbeit, zu viele Termine und immer wieder diese Sätze: »Ich kann es nicht gut ertragen, sie so zu sehen! Das fühlt sich für mich nicht gut an!« Eine Aussage, die mich jedes Mal wieder auf die Palme bringt. Glaubt der ernsthaft, Birgit und mich würden die Veränderungen unserer Mutter völlig kaltlassen?

Aber braucht sie nicht gerade jetzt mehr denn je unsere Hilfe und Unterstützung? Wie egoistisch kann man sein? Ist es nicht piepegal, wie es sich für Stefan anfühlt? Es geht um Mama, nicht um seine verdammten Befindlichkeiten.

Irgendwie seltsam und auch echt ärgerlich, dass Kümern und Pflege immer, oder jedenfalls fast immer, an den Frauen hängenbleibt. Männer wie mein Bruder schaffen es oft, sich irgendwie aus der Affäre zu ziehen. Vielleicht auch, weil wir Frauen es ihnen zu leicht machen. Ihnen einfach zu viel durchgehen lassen. Klar, im Falle meines Bruders ist es kompliziert. Er wohnt 600 Kilometer entfernt. Das macht regelmäßige Besuche für ihn sehr viel schwieriger als für Birgit und mich. Aber mehr als einmal alle zwei Monate sollte schon drin sein. Den knöpfe ich mir vor, sobald ich das mit dem Umzug hinter mir habe, nehme ich mir fest vor.

Und er ist übrigens auch dafür, Mamas Haus zu verkaufen. Unser Elternhaus! Ich kann mir das nur schwer vorstellen. Und als ich darüber nachdenke, verstehe ich meine Kinder auf einmal sehr viel besser. Ein verkauftes Elternhaus ist weg. Für immer weg. Ein Haus birgt Erinnerungen. Jugend. Unbeschwertheit. Man mag sich nicht vorstellen, dass darin andere Menschen leben, lieben, lachen, glücklich sind. Ein Haus ist Teil des Lebens. Ein Ort zum Andocken.

»Mama hat ihre Rente, sie braucht nicht viel. Und ich finde, wir sollten nicht über ihren Kopf hinweg entscheiden und einfach hinter ihrem Rücken ihr Haus verkaufen«, vertrete ich meinen Standpunkt. Außerdem ist das schon rein rechtlich gar nicht so einfach. Dafür müssten wir Mama entmündigen, und das zu tun hat etwas so Schreckliches und Endgültiges.

Meine Geschwister sind sich in der Frage einig. Sie sehen da keinerlei Problem. »Mama ist das doch total



schnurzegal. Die könnten wir ganz leicht überzeugen. Und, Andrea, es ist doch so, sie kann nicht mehr für sich selbst sorgen. Was soll sie auf lange Sicht mit dem Haus?»«, meint mein Bruder.

»Sie wird nicht mal bemerken, dass wir sie entmündigen lassen! Also was soll's?»«, ist auch Birgits Meinung.

Ich finde, das hat irgendwie etwas sehr Despektierliches. Mama ist dement, hat aber durchaus eine Meinung. Ihr jegliche Entscheidungsmöglichkeit zu nehmen widerstrebt mir. Vielleicht ist es letztlich vernünftig, aber ich kann mich mit der Idee nicht anfreunden. Allein die Vorstellung, dass jemand so etwas mit mir machen würde!

»Lasst uns ein paar Monate, zumindest ein halbes Jahr abwarten, bevor wir eine Entscheidung treffen. Dann können wir absehen, ob wir auf dem Land bleiben und ob Mama zurück in ihr Haus möchte. Wir müssen ja nichts überstürzen.«

Meine Geschwister willigen schlussendlich ein. Birgit allerdings nur sehr widerstrebend. Aber als sie merkt, dass Stefan meinen Vorschlag gut findet, stimmt sie zu. Das muss man ihr lassen, sie weiß genau, wie ihre Chancen stehen und ob es sich lohnt zu kämpfen. »Sechs Monate, und dann wird eine Entscheidung gefällt. Bis dahin wirst du ja wohl wissen, ob du da draußen bleiben willst oder nicht«, lautete ihr gnädiges Fazit.

Ich willige ein.

Mit meinem Chef, Herrn Klessling, kann ich mich letztlich einigen.

»Es werden sich mir ganz neue Duftwelten eröffnen. Das Land ist so angesagt, da können wir zum Trendsetter

werden. Akzente setzen«, versuche ich, ihm meinen Umzug schmackhaft zu machen.

Ekstatisch ist er trotzdem nicht. Aber immerhin: Ich darf im »Homeoffice« arbeiten. Zunächst für drei Monate. »Dann sehen wir weiter, Frau Schmidt!«

Das ist nicht ganz das, was ich mir erwartet habe. Meine Sekretärin bin ich damit natürlich los. Sie bleibt in der Firma, wird zum Glück nicht entlassen und steht mir, wenn ich, wie abgesprochen, zweimal im Monat im Büro bin, zur Verfügung. Ich bin nicht mehr angestellt, sondern arbeite freiberuflich. Sollte ich nach einem Jahr wiederkommen, muss neu verhandelt werden. Das ist das Beste, was ich rausholen kann. Leider ist auch mein Titel »Marketingdirektorin« weg.

»Alles kann man auch nicht haben!«, hat mein Chef bedeutungsschwer gesagt. »Handeln hat eben auch Konsequenzen!«

Jetzt muss ich mir meinen eigenen Standarderziehungssatz um die Ohren hauen lassen. Natürlich ist das mit dem Titel eigentlich schnuppe, aber ich muss sagen, es nagt an mir. Es war schön »Ich bin Marketingdirektorin« zu sagen, egal wie klein die Firma und die Abteilung auch sind. Es klang irgendwie gut. Der Titel hat mir geschmeichelt. War ein Egobooster.

»Du bist doch keine Frau, für die so etwas wichtig ist. Und ich verdiene genug für uns beide!«, beteuert Paul, aber diese Aussage macht mich eher wütend. Ich sehe mich nicht als Frau, die fragen muss, ob sie sich ein Paar Sandalen kaufen darf.

Paul versteht das nicht. »Mein Geld ist auch dein

Geld!«, betont er, und ich habe den Eindruck, er meint, was er sagt.

»Aber wenn wir uns trennen, wäre ich angeschissen!« antworte ich, und er ist sehr bestürzt, fast so, als hätte er diese Möglichkeit überhaupt noch nie in Betracht gezogen. Als wäre das die abstruseste Idee aller Zeiten.

»Ich will dich heiraten, da sollte ich wohl positiv denken!«, sagt er und küsst mich.

»Eine Ehe ist heutzutage keine Lebensversicherung mehr!«, antworte ich, und er ist enttäuscht.

»Ich sehe mich nicht als deine Lebensversicherung auf zwei Beinen, sondern als deinen Lebenspartner, der nichts lieber will, als dich zu heiraten. Und du weißt, Andrea, Geld ist nicht wichtig für mich.«

Auch für mich hat Geld keine Priorität (Obwohl ich insgeheim unsicher bin, ob das wirklich so stimmt oder ob ich mir nur selbst etwas vormache, um besser dazustehen), aber mir ist es absolut wichtig, mein Leben selbst finanzieren zu können. Ich fürchte mich davor, im Alter ohne jedwede Absicherung dazustehen. Oder im schlimmsten Fall zu liegen. Wer weiß, was mit Paul wird? Natürlich möchte ich mit ihm leben. Heute und jetzt und morgen bestimmt auch. Aber werde ich das mit hundertprozentiger Sicherheit auch in fünf Jahren noch sagen? Sind solche Prognosen nicht sehr gewagt? Sollte man nicht alle Eventualitäten einkalkulieren? Bin ich zu misstrauisch, oder ist das normal, wenn man schon eine Scheidung hinter sich hat? So oder so, ich will arbeiten und Geld verdienen, nicht nur wegen ein paar läppischer Sandalen. Auch für mein Selbstbewusstsein und meine

Eigenständigkeit. Ich möchte nicht finanziell abhängig sein. »Ich werde weiterarbeiten und mir den verdammten Titel zurückholen!«, entscheide ich.

Sabine, meine beste Freundin, nimmt den geplanten Umzug fast am entspanntesten auf. »Für die Liebe muss man eben auch Einsatz zeigen.«

Früher, bevor sie mit ihrem kleinen Juan aus Mallorca zusammengekommen ist, hätte sie sicherlich nicht so geredet. Jetzt aber ist sie zu vielem bereit. Niemand hätte auch nur fünf Euro auf die beiden gewettet. Aber sie sind noch immer ein Paar. Und planen ihre Hochzeit.

»Vielleicht gehen wir irgendwann nach Mallorca. Da hat Juan einfach mehr Chancen. Und das Wetter ist auch besser!«, teilt sie mir so ganz nebenbei mit. »Natürlich ist es blöd, dass du jetzt so weit von mir weg wohnst, aber wer weiß, wo ich in einem Jahr bin. Auf mich musst du keine Rücksicht nehmen. Ich bin mobil, da komm ich halt raus zu dir. Und ab und an wirst du ja auch mal in die große Stadt kommen.«

Sabine ist die Einzige, der ich all meine Bedenken mitteilen kann. Meine Ängste.

Sie gibt alles, um mich zu beruhigen: »Vielleicht ist es wunderschön. Vielleicht wirst du es lieben. Du musst dem Landleben eben auch eine Chance geben. Es nicht von vorneherein ablehnen. Außerdem bist du bei dem Mann, den du liebst. Das tust du doch, oder?«

Das kann ich nur bejahen. Ich liebe Paul. Er ist der Mann, mit dem ich leben will. Allein für den Sex mit Paul würde ich aufs Land ziehen.

In unserer Nachbarschaft sind alle entsetzt. Vor allem Tamara. Sie hat wahrscheinlich gedacht, dass wir hier noch mit dem Rollator gemeinsam um die Häuser ziehen.

»Ich kann dich nicht verstehen. Das hier ist doch der beste Kompromiss zwischen Stadt und Land. Und du bist nah bei deinen Kindern. Wenn mal was ist, und du lebst da draußen – allein der Gedanke ist schon schaurig.«

Nur Tamara benutzt noch Worte wie »schaurig«.

Aber sie ist noch lange nicht fertig. »Jeder hat Träume, aber nicht jeder Traum kann und muss gelebt werden. Man muss wirklich nicht auf jede spinnerte Idee eines Mannes eingehen. Paul fühlt sich hier doch auch wohl. Und arbeiten muss er auf dem Land auch. Also, ich halte das echt für einen Schnapsidee!« Sie ist richtig wütend. »Anita ist weg, und jetzt gehst auch noch du. Ihr lasst mich hier im Stich. Mit wem soll ich denn Kaffee trinken und schwätzen? Ich werde hier vereinsamen!« Fürs Jammeren hatte Tamara schon immer Talent.

»Du hast Zeit, du kommst mich besuchen da draußen. Und du hast doch noch deinen Thermomix«, wage ich einen kleinen Scherz.

»Das ist ja schon ein Tagesausflug, da kann man nicht eben mal auf ein Tässchen Kaffee vorbeikommen. Da muss man sich ja Proviant mitnehmen auf so eine Reise. Und da kommt der Thermomix, über den du immer so blöd ablästerst, wieder ins Spiel. Aber, Andrea, wirklich. Das ist kein kleiner Trip, das ist eine Reise in das Land, wo sich Hase und Igel gute Nacht sagen. In eine andere Welt.«

Tamara übertreibt gerne mal. Palsdorf ist nicht um die

Ecke, das gebe ich gerne zu, aber eine Weltreise ist es nun auch nicht bis dahin. Man fährt von hier aus etwa zwei Stunden mit dem Auto. Paul behauptet, man könne es locker in anderthalb Stunden schaffen, aber das ist eine klitzekleine Beschönigung der Tatsachen.